

Clemens-Brentano-Preis 2008 für Ann Cotten

Der mit 10.000 Euro dotierte Clemens Brentano Preis der Stadt Heidelberg, der in diesem Jahr in der Sparte Lyrik vergeben wird, geht an die 1982 in Iowa/USA geborene Ann Cotten. Sie erhält den Preis für ihren im Suhrkamp-Verlag erschienenen Debüt-Lyrikband »Fremdwörterbuchsonette«. Ann Cotten lebte von 1987 bis 2006 in Wien und seit 2006 in Berlin. Nach dem Studium der Germanistik, das sie mit einer Arbeit über Listen in der Konkreten Poesie abgeschlossen hat, arbeitet sie nun auf den Gebieten Gedicht, Erzählung, Roman und Übersetzung.

Die Jury würdigte ihr »anarchisches Formbewusstsein und ihren künstlerischen Eigensinn«. »Ann Cotten«, so die Jury, »belebt die Tradition des Sonetts und bringt unpoetisches Sprachmaterial zum Klingen«.

Der Clemens Brentano Preis der Stadt Heidelberg wird seit 1993 jährlich im Wechsel in den Sparten Erzählung, Essay, Roman und Lyrik an deutschsprachige Autorinnen und Autoren vergeben, die mit ihren Erstlingswerken bereits die Aufmerksamkeit der Kritiker und des Lesepublikums auf sich gelenkt haben. Der Preis ist deutschlandweit einmalig, da die Jury sowohl mit professionellen Literaturkritikerinnen und -kritikern, als auch mit Studierenden des Germanistischen Seminars der Universität Heidelberg besetzt ist.

Der Preis wird am 1. Juli 2008 durch Oberbürgermeister Dr. Eckart Würzner in Heidelberg an Ann Cotten überreicht.

Die Jury

Uwe Kossack

Literatur-Redakteur
(Baden-Baden)

Ursula März

Literaturkritikerin (Berlin)

Anika Meier

Studentin (Heidelberg)

Marius Meller

Literaturkritiker (Berlin)

Burkhard Spinnen

Schriftsteller (Münster)

Irmela Wagner

Studentin (Heidelberg)

Andree Weber

Student (Heidelberg)

Geleitwort des Oberbürgermeisters der Stadt Heidelberg



Als 1992 der Gemeinderat der Stadt Heidelberg die Satzung des mit damals 20.000 Mark dotierten Clemens-Brentano-Förderpreises für Literatur der Stadt Heidelberg verabschiedete, legte er besonderen Wert auf die Förderung von Nachwuchsliteraten, auf den jährlichen Wechsel der literarischen Gattungen Lyrik, Erzählung, Essay und Roman sowie die Zusammenarbeit zwischen Studierenden des Germanistischen Seminars der Universität Heidelberg und Literaturprofis innerhalb der Jury.

Mit dem Brentano-Preis verpflichten wir uns der Tradition Heidelbergs als Literaturstadt und ermöglichen jungen talentierten Schriftstellerinnen und Schriftstellern ein Auskommen und damit – besonders in der schwierigen Anfangszeit – ihren Beruf mit ungeteilter Aufmerksamkeit auszuüben.

Eine gemeinderätliche Kommission besetzt alle vier Jahre einen Teil der Jury mit Fachleuten, die ihr Engagement und ihr Wissen in die Bewertung einbringen. Dafür danke ich an dieser Stelle den Literaturkritikern Ursula März und Marius Meller, dem Schriftsteller Burkhard Spinnen sowie dem Literaturredakteur Uwe Kossack sehr herzlich.

Aus der Mitte der Teilnehmer eines Seminars zur »Praxis der Literaturkritik« am Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg, das alljährlich im Wintersemester stattfindet, werden ebenso Jury-Mitglieder gewählt, die gleichberechtigt mit den Profis über die jeweiligen Preisträgerinnen und Preisträger abstimmen. Diese Zusammenarbeit gestaltet sich seit Jahren ausgesprochen erfolgreich, einige der Absolventen des Brentano-Seminars und ehemalige studentische Juroren begeg-

nen uns immer wieder Jahre später als Profis im Literaturbetrieb, in Verlagen, als Kritiker und Journalisten, als Universitätsdozenten oder auch als Literaturveranstalter. Diese Zukunftsaussichten wünsche ich auch den studentischen Jury-Mitgliedern Irmela Wagner, Anika Meier und Andree Weber, denen ich sehr für ihre Mitarbeit danke. Auch den beiden Dozentinnen Dr. Michaela Kopp-Marx und Dr. Friederike Reents möchte ich ausdrücklich für die Betreuung des Brentano-Seminars und die außerordentlich gute Kooperation danken.

Mit Ann Cotten wurde eine Preisträgerin ausgewählt, der es mit ihrem Debüt-Lyrik-Band »Fremdwörterbuchsonette« gelingt, anspruchsvoll zu sein und gleichzeitig von vielen Menschen gelesen zu werden. Geistreich, witzig und frech, aber auch präzise und klar ist ihre Sprache.

Zum vierten Mal wird der Brentano-Preis für die Gattung Lyrik vergeben, und ich wünsche Ann Cotten einen ebenso großen Erfolg als Schriftstellerin, wie ihn ihre Vorgänger haben, die Brentano-Preisträger für Lyrik Barbara Köhler und Oswald Egger, die inzwischen zu den besten und wichtigsten zeitgenössischen Lyrikern gehören. Den Leserinnen und Lesern wünsche ich eine anregende Lektüre.



Dr. Eckart Würzner
Oberbürgermeister

»Ich will ein interessantes Gedicht, und auch das ist für mich jeden Tag anders.«

Die Preisträgerin 2008 im Gespräch

Zunächst einmal herzlichen Glückwunsch zum Gewinn des Clemens-Brentano-Preises! > Vielen Dank!

Manche Menschen lesen mit ziemlicher Begeisterung Telefonbücher. Lesen Sie mit ebensolcher Begeisterung Fremdwörterbücher? > Ich glaube, das lässt sich nicht vergleichen. Ich weiß auch nicht, ob diese Menschen das wirklich mit Freude lesen, oder ob sie das nur aus einer Art von Pflichtgefühl tun. Das ist bei mir nicht der Fall. Ich lese aber auch nicht, sondern ich blättere nur, schau mir die Bilder an...

Sie haben Fremdwörterbücher mit Bildern? > Na ja, es gibt schon Lexika mit Bildern. Aber das stimmt, da habe ich leider jetzt geschummelt. Ich

meinte nur, wenn es in Fremdwörterbüchern Bilder gäbe, würde ich sie auf jeden Fall anschauen.

Wie kamen Sie überhaupt auf die Idee, so entlegene Wörter wie »Isanabase« oder »Nematode« in ihre Gedichte einzubauen? > Ich habe durchaus in Fremdwörterbüchern geblättert und habe dann so manche Sachen gefunden, und teilweise waren auch erst die Wörter da und ich habe dann nachgeschaut, ob sie stimmen. Aber ich weiß nicht mehr, ob ich irgendwelche Gefühle dabei hatte.

In Ihren Gedichten gibt es zu jedem Fremdwort zwei Sonette, wobei das erste mit dem letzten korrespondiert, das zweite mit dem vorletzten usw.

Was hat Sie an der Verbindung von Fremdwörtern und Sonetten gereizt?

> Das klappte einfach ganz gut. Mir kam die Idee, dass das funktionieren könnte und ich habe es ausprobiert und der Verdacht bestätigte sich, so dass ich wirklich das Gefühl hatte, dass es sinnvoll ist, eine ganze Serie zu machen.

Wie haben Sie auf die Nachricht reagiert, dass Sie mit Ihrem Lyrikdebüt »Fremdwörterbuchsonette« Gewinner des Clemens-Brentano-Preises der Stadt Heidelberg geworden sind?

> Es war so, dass mich eine Bekannte besucht hatte und wir gerade zwei Flaschen Wein getrunken hatten und dann kam dieser Anruf. Zuerst habe ich nicht geantwortet, aber beim

zweiten Mal habe ich doch abgehoben und war erst einmal ziemlich verblüfft. Ich habe gesagt, dass ich sehr gerührt bin, und habe gleichzeitig auf einen Zettel geschrieben »10.000 Euro«, und meine Freundin – eine amerikanische Dichterin – hat hysterisch zu lachen angefangen. Anschließend sind wir in die Neuköllner Galerie gegangen, in der eine Lesung von einem Freund von mir stattfand. Ich hatte eine Pelzmütze auf. Und war sehr erfreut. Die Pelzmütze habe ich verloren an dem Abend. Aber jetzt kriege ich ja 10.000 Euro.

Ich fand auch toll, dass Studenten in der Jury mitgemacht haben. Ich habe das Gefühl, dass es dadurch eine interessante Mischung ist und nicht nur eine Literaturbetriebspolitik-Geschichte. Aber letztlich geht es mir

um den einzelnen Leser, die einzelne Leserin, und wenn mir eine einzelne Person sagt, dass die Sachen toll sind, dass sie etwas damit anfangen kann, dann bedeutet mir das viel.

Man trifft natürlich vor allem dann Leute, die von den eigenen Gedichten angetan sind, wenn man live auftritt.

Seit einiger Zeit erfreuen sich, besonders auch hier in Heidelberg, Poetry-Slams großer Popularität. Auch Sie haben schon öfter bei solchen Wettbewerben mitgemischt. Sind die Erfahrungen, die Sie dort gewonnen haben, in das Schreiben Ihrer Fremdwörterbuchsonette eingeflossen? > Ich habe sogar die Sonette selbst am Anfang bei Slams ausprobiert. Man muss sich übrigens den Wiener Slam ein bisschen

anders vorstellen als die deutschen Slams. Ich bin seit einiger Zeit eigentlich nur bei Berlin-Slams, und die sind viel geeichter, es steht viel eher fest, was für ein Text dort überhaupt eine Chance hat. In Wien sind, oder waren damals, 90 Prozent der Leute, die antreten, Leute, die wahrscheinlich vorher noch nie auf einer Bühne gestanden haben und die dann einfach irgendwas machen. Insgesamt ging es viel freakiger und viel heterogener zu als heute bei Slams in Deutschland. Deswegen kam ich wahrscheinlich auch überhaupt erst auf die Idee, mit meinem Zeug da raus zu gehen und mich auf eine Bühne zu stellen. Von diesem Experiment habe ich sehr viel gelernt, und ich habe auch nachher immer wieder Texte auf Slams ausprobiert.

Als ich aber merkte, dass ich versuche, Texte im Hinblick darauf zu schreiben, ob sie vor Publikum funktionieren könnten, also gierig auf Lacher hin zu schreiben, habe ich damit sofort aufgehört, bevor sich das einschleicht. Es ist eine etwas zwiespältige Sache, und ich war jetzt lange bei keinem Slam mehr.

Das heißt, ein Gedicht, das bei einem Slam gut ankommt, kommt noch lange nicht beim Leser eines Buches gut an?

> Es sind ganz einfach andere Sachen. Slams sind prinzipiell unberechenbar, und manchmal an einem Tag funktioniert etwas, was einem wirklich wichtig ist, plötzlich auf der Bühne wie durch Zauber, und an einem anderen Tag liest du ein eigentlich viel besseres

Gedicht vor, und es klappt überhaupt nicht und alle regen sich nur darüber auf. Es ist nichts worauf man wirklich zählen kann, es ist ein Spiel. Aber das ist das Gedichteschreiben sowieso.

Sie sind in Iowa geboren, dann mit fünf Jahren nach Wien gekommen und dort aufgewachsen. Haben Ihre amerikanischen Wurzeln und Ihre Zweisprachigkeit Einfluss gehabt auf Ihr Schreiben?

> Sicherlich. Wie alles, was man überhaupt erlebt, Einfluss hat. Vielleicht wird man ein bisschen schneller mit der Nase darauf gestoßen, dass das mit der Sprache nicht ganz so unkompliziert ist, dass es interessante Interferenzen und seltsame Phänomene gibt, wenn verschiedene Leute verschiedene Sprachen spre-

chen. Irgendwann kommt wahrscheinlich jeder auf diesen sprachkritischen Punkt. Es ist aber einfacher, wenn man zweisprachig hingeführt wird. Dann ist es zuerst ein konkretes und spezifisches Problem und man kommt erst nach und nach darauf, was es mit diesem existentiellen Phänomen zu tun hat, dass es vielleicht Unsprachliches gibt und dass die Sprache nicht automatisch etwas mit der Wahrheit und mit der Realität zu tun hat.

Heute leben Sie in Berlin. Was hat Sie dazu bewogen, 2006 dorthin zu ziehen?

> Ich musste mal weg aus Wien und Berlin war eine Stadt, die mich interessiert hat. Sie hat eine einzigartige Geschichte und ganz viele Sachen. Das wusste ich aber alles nicht genau. Ich

war auf Besuch dort und dachte mir, ich muss da mal wohnen.

Erlebt die Lyrik in Deutschland derzeit einen Aufschwung?

> Könnte man wahrscheinlich schon sagen, obwohl das alles natürlich im Bereich der Literatur selten wirklich mit Geld oder ökonomischen Phänomenen zu tun hat. Es gibt aber schon einen Trend, wobei mich die deutsche Lyrik überhaupt nicht so sehr interessiert wie das, was in Österreich schon seit Langem mit experimentellen Texten passiert. Und das ist eher weniger von irgendeiner Art von Hype erfasst.

Gibt es in der Lyrikszene denn heute noch Gruppen oder sind Lyriker Einzelkämpfer?

> Ich glaube, dass

Lyriker auf jeden Fall immer alleine arbeiten und man trifft sich aber, um Blödsinn zu machen oder über poetologische Fragen auszutauschen. Das habe ich in Berlin in höherem Maße erlebt als in Wien, aber das hängt mit verschiedenen Faktoren zusammen.

Gruppen gibt es rein soziologisch auf jeden Fall, Freundeskreise unter Lyrikern. Aber ob man sagen kann, dass es Schulen gibt? Es gibt vielleicht eher Anti-Schulen, aber eine Gruppe sehe ich eigentlich nicht.

Sie beziehen in poetologischen Debatten klar Stellung und verteidigen diese vehement. Vermissen Sie in der Gegenwartslyrik Lichtgestalten, die wegweisend sind?

> Lichtgestalten, die vermisst man doch immer! Es gab

doch nie Lichtgestalten irgendwo wirklich, sondern immer nur vermisst.

»Ich kenne keine gute Lyrik, doch sie könnte die Klugheit befördern.«, lassen Sie in der aktuellen »BELLA triste« verlauten. Welchen Anspruch haben Sie an Lyrik?

> Das, was ich da geäußert habe, war eher mystisch zu verstehen. Was mich manchmal stört, ist, dass man glaubt, herausbekommen zu können, wie man ein gutes Gedicht, also Qualität, macht. Mit Gedanken an Qualitätssiegel und indem man alles auf einer Skala von hoher und weniger hoher Qualität auffädelt, ordnet sich jede andere Art von Kritik oder Beschäftigung mit Literatur einer Qualitätsskala unter. Man fühlt sich ständig bemüßigt zu

sagen, ja, das ist vielleicht interessant, aber es ist nicht so gut, und jenes ist doch ein bisschen besser. Das ist, finde ich, eine Ebene, die man gerne wegstreichen könnte, obwohl es natürlich Sachen gibt, die einfach bescheuert sind. Es gibt schon Qualität, das würde ich nicht bestreiten, aber die Frage danach finde ich nicht die wichtigste.

Was macht für Sie ein gutes Gedicht aus? > Ja, das ist eben die Frage. Die Fragestellung interessiert mich gar nicht. Ich will ein interessantes Gedicht und auch das ist für mich jeden Tag anders. Ich kenne einige Lyriker und Lyrikerinnen oder Schriftsteller im Generellen, die nie etwas geschrieben haben, was für mich perfekt ist, oder bei dem ich insgesamt sagen würde,

das ist ein Text, der ein bestimmtes Niveau hat. Das sind aber interessante Sachen, bei denen mich einzelne Stellen oder einzelne Aspekte oder Elemente total faszinieren. Das ist es, woran ich mich orientiere. Es ist mir gar kein Bedürfnis, herauszufinden, was für mich ein gutes Gedicht ist.

In einem Ihrer Gedichte heißt es »Alles was Sehnsucht diktiert, ist Quatsch.« Dürfen Gedichte nicht »schön« sein und Gefühle wie Sehnsucht beim Leser wecken? > Ich habe erst vorgestern diskutiert, was Sehnsucht überhaupt ist. Die Anderen sagten, dass es immer Sehnsucht nach etwas Bestimmtem sein muss, und ich sagte nein, ich glaube Sehnsucht ist immer nach etwas, das man eben nicht ganz erfas-

sen kann, nach etwas Unbekanntem, vielleicht nach der Tatsache des Unbekannten. Und das hat glaube ich für mich mit Schönheit nichts zu tun. Wenn ein Gedicht schön ist, dann freue ich mich. Aber wenn es Sehnsucht erweckt, dann hat das, glaube ich, mit Ahnungen zu tun, und dass man irgendwie hineingezogen wird dadurch, dass etwas aus dem eigenen Leben aufflimmert. Aber man hat es nicht ganz, man kommt nicht ganz dahinter, was los ist. Das ist etwas, was eher passiert, wenn etwas irgendwie nicht stimmt oder irgendwas sperrig ist. Gerade ein wunderschönes Gedicht von Jan Wagner, das sehr schön gebaut ist, bei dem man sich an jeder Zeile erfreut über irgendeine gelungene Wendung, ist etwas, was sehr

viel Freude bereitet, eben wie eine Pastete. Sein letzter Gedichtband heißt ja auch, glaube ich, »18 Pasteten.« Das bereitet einfach sinnliche Freude, erweckt aber weniger Sehnsucht als zum Beispiel diese halb guten Gedichte von etwa Thomas Frechberger aus Wien, der ein völlig unmöglicher Mensch ist. Die haben eine Tragik, weil sie eigentlich nie richtig gut sind, aber irgendetwas darin ist, das einen total ergreift. So würde ich versuchen, diese Fragestellung zu umreißen.

Sie schöpfen aus einem reichen Fundus an literarischem Wissen. Tradition und auch Innovation spielen in Ihren Gedichten eine wichtige Rolle. Wen schätzen Sie als Vorbilder? > Sehr, sehr viele. Immer wieder entdecke ich

etwas und bin ganz begeistert davon. Wenn ich jetzt Melville entdecke, oder wieder entdecke, schwärme ich wochenlang von ihm. Aber ich könnte nicht sagen, dass ich ein zentrales Vorbild habe.

Es gibt Leute wie Brigitta Falkner, die ich zwar nicht methodisch nachahme, aber die ich einfach riesig achte. Das wäre ein Vorbild, weil sie so konsequent und lustig und konsequent unpeinlich und einfach super ist in allem, was sie macht; auch wenn ich ganz andere Sachen mache.

Sie haben ihr Debüt im renommierten Suhrkamp Verlag veröffentlicht. In den Feuilletons liest man, die Lyrik hat in Deutschland mit Ihnen wieder ein Gesicht bekommen, und Sie genießen

den Ruf, ein Wunderkind zu sein. Was denkt man, wenn man solche Lobeshymnen über sich selbst liest? > Ich lache ein bisschen über das Feuilleton, weil es offenbar das Bedürfnis hat, die Dinge zu übertreiben. Obwohl ich durchaus auch etwas für Übertreibung übrig habe, ich das also verstehen kann; aber in dem Ausmaß ist das natürlich alles vollkommen haltlos.

Es war ein Glücksfall, dass es mit Suhrkamp sofort geklappt hat. Damit habe ich nicht im Geringsten gerechnet, sonst hätte ich den Band in einem kleineren Verlag gebracht und alles wäre etwas langsamer gegangen, wäre ich vielleicht für mich selbst nicht zu so einer seltsamen Figur geworden.

Es beeinflusst mich schon, dass man alles, was über mich gesagt wird, nicht

besonders ernst nehmen kann. Ich nehme mich selbst immer weniger ernst, was aber auch ganz angenehm ist.

Sie spüren in dem Sinne keinen Erfolgsdruck, sondern machen einfach weiter?

> Ja, ich habe schon den Tick, dass ich immer *Advocatus Diaboli* spielen muss oder spielen möchte. Das ist wie wenn man anfängt, mit größeren Beträgen zu spielen, das macht auch ein bisschen süchtig. Wenn ich eine Lesung habe, dann möchte ich irgend etwas machen. Nicht direkt anecken und nichts Provo-mäßiges, aber irgendetwas, das interessant ist und nicht ganz straight das erfüllt, was in diesem Kontext üblich ist. Das muss für mich noch im geschmackvollen Bereich bleiben; aber ich finde

das ein interessantes Experimentierfeld und würde auch nicht sagen, dass ich unabhängig davon nur weiter vor mich hinarbeite.

Wie ist es, im Alter von 24 Jahren schon den Status einer Lyrikerin, Schriftstellerin, zu haben. Wie lebt man da?

> Es wechselt. Zum Beispiel sitze ich in einem Hotelzimmer und habe mich fast schon ein bisschen daran gewöhnt, immer wieder in Hotelzimmern zu sein. Man versucht sich ja immer vorzustellen – egal was man für einen Ruf hat – wie man von anderen gesehen wird. Und wenn das alles verschriftlicht oder veröffentlicht wird, bekommt man mehr Bilder zugeschanzt, darunter manchmal ein bisschen beunruhigendere oder

freakige. Wenn das das Wohnzimmer ist, in das alle Leute hineinschauen können, dann denkt man sich:

Jetzt setze ich mich einmal ordentlich hin und lasse mich nicht so gehen. Aber das funktioniert eigentlich nur in kleinen Phasen.

Widmen Sie sich ausschließlich Gedichten oder können Sie sich vorstellen, eines Tages einen Roman oder einen Erzählband zu veröffentlichen?

> Es ist oft in den Gedichten auch Narratives. Aber es ist mir nicht im Geringsten ein Bedürfnis oder ein Ziel, einen Roman zu schreiben, außer vielleicht einen sehr experimentellen. Wenn ich das durchhalte, wäre es natürlich toll, wenn es so etwas wird, wie die Romane, die ich selbst beson-

ders gerne lese, wie Moby Dick. Ich habe keine Angst vor dem Narrativen, aber ich habe kein Bedürfnis, es in klassischen Formen zu kultivieren wie etwa in Roman- oder Erzählungsform. Das interessiert mich nicht besonders.

Ihr nächstes Projekt trägt den Titel »Glossar Attrappen« und soll nur im Internet veröffentlicht werden. Verraten Sie uns, was sich dahinter verbirgt? > Das ist Kurzprosa, schwer zu beschreiben. Ein bisschen wie Walter Serner oder »The Devil's Dictionary« von Ambrose Bierce. Es ist deswegen im Internet, weil es wenig Sinn macht, diese alphabetisch geordneten Einträge einen nach dem anderen in einem Buch zu lesen – außer man hat es irgendwo liegen

und schlägt es immer wieder irgendwo auf – aber für das Internet ist das die geeignetere Form. Und vor allem deswegen, weil ich es weiterhin verändern möchte, weil es wie eine Art von Karteikasten ist.

Auch die Copyright-Frage ist dabei interessant, denn ich möchte es gerne so verwenden, dass ich andere Texte, die ich vielleicht später für etwas anderes verwende oder für etwas anderes geschrieben habe, zum Teil mit hineinnehme, weil es gerade passt, sie umzumodeln oder umzubiegen unter einer anderen Überschrift. Solche Sachen möchte ich gerne ausprobieren, das finde ich interessant. Es wurden dann verschiedene Modelle überlegt, z.B. ein Book-On-Demand, da kann man sich selbst im Internet

eine Zusammenstellung machen. Ich arbeite daran noch mit Nils Memrad, der die Homepage als Internet-Fachmann gestalten wird.

Wir sind jedenfalls gespannt.

> Ja, ich auch.

Vielen Dank für das Interview!

Das Gespräch mit Ann Cotten führten die studentischen Jury-Mitglieder Anika Meier, Irmela Wagner und Andree Weber.

Terrorist

von Ann Cotten

Sie hat eine entscheidende Postille verpasst, weil sie auf den Bergen war, Schießübungen machen. Abends sitzt sie mit den Partisanen und versteht ihre Gespräche nicht. Sie ist nicht sicher, ob sie nicht die ganze Zeit eigentlich einer anderen Organisation angehört. Mit jenen Ohren hört sie diesen Code und versteht, aber vielleicht nicht richtig. Sie verbessern sie nicht.

Wenn sie spricht, lächeln sie.

Sie hält die Schlacht an manchen Tagen für real und glaubt, dass sie recht hat. Waffenklingen unter dem Rauschen der Tannen in Grenzgebieten der Hörweite. Oder das nicht: Etwas wird vom Schein übertönt. Vom Hörschein: Nebel. Der Hörschein ist möglicherweise in manchen Fällen gefälscht, aber sie sind unfähig, das großflächig zu kontrollieren. An dieser Unfähigkeit muss man ansetzen. Es geht darum, erst einmal,

zu ermitteln, an welcher Seite der Grenze man sich befindet, dann, um welche Grenze es sich handelt. Die Position ist zu erklären.

Sie. Ein Deckname. Das ist als Luxus eine verwerfliche Tendenz, trotzdem nicht abzuschaffen. Man wählt aus, was man den Leuten lässt, damit sie nicht darüber in Unmut geraten, was sie nicht genießen oder glauben dürfen oder können. Vieles davon ist ununterscheidbar, was in diesem Fall bedeutet, man weiß nicht, ob man nicht kann oder nicht darf. Solange man es nicht tut. Vielleicht ist es eine gänzlich verfehlte Strategie, über das, was man nicht weiß, zu einem klaren Verständnis kommen zu wollen. Oft weiß sie nicht, will überhaupt jemand eine Einigung, oder geht es die ganze Zeit nur um Waffenstillstand?

Friedfertigkeit und Weisheit werden

vorgeschlagen, um ihnen ihren Krieg zu lassen auf einer nicht realisierten Ebene. Die Rohstoffe sind aber da. Ihrer Stellungen enthoben würden sie anderweitig Unruhe stiften, unfähig zu einem Zustand. Von Kindheit an der Zustände entwöhnt und folglich unfähig, sich darin zu befinden. Wenn dareingesteckt, fummeln sie unentwegt daran herum. Die Unruhe ist nur durch periodisch herbeigeführte totale Erschöpfung in einen saturierten, suspendierten Zustand zu überführen.

Ihre Waffen sind gestreckt und dehnen sich aus, sie vergessen bald zu gähnen und starren in den Nebel.

Jede Waffe, die man zur Sprache bringt und aus der Reihe des herbeigeschmuggelten Arsenalts herausholt, stellt die anderen in den Hintergrund. Man kann nur eine Waffe auf einmal verwenden, doch der Lauf biegt sich, sobald

man sie in Händen hält, verknäuelst sich, wird abgelenkt wie durch Götterhand, wenn das Antlitz eines Feindes* am Horizont erscheint. Nicht die Sonne ist es, welche in allen Fällen zu begießen wäre. Sagen die Feinde, die in ihrem Gegenlicht verschwinden oder sich verbiegen, zu schönen Tänzen. Sie wollen unsere Wahrnehmung übernehmen. Wir feuern blind auf den Anblick und freuen uns, voller Liebe. Jemand sagt, wir wissen nicht, was wir tun. Solche Zersetzung muss übernommen und infiltriert werden. Der Positivismus bringt auf Dauer jeden um, doch so lange können wir nicht warten. Wenn wir wüssten, welche der Brücken für uns, welche für die Feinde nützlich wären, hätten wir längst alle gesprengt, lägen in Ruhe auf unseren Waffen, um endlich ordentlich und tief zu schlafen. Wir sind nicht der schlimmste Zersetzer.

Es gibt andere Gestörte, unser ganzer Verein besteht im Grunde aus lauter Zerstörern und Zerstorten, die in erster Linie Letzteres sind, aber sich bemühen, und wie soll man die wegschicken, womit?

Ein paar von uns lieben es, die Waffen zu zerlegen. Zusammenbauen müssen sie andere. Aus der Nacht entstehen die Pläne für den Generalkrieg, doch erst im Morgenlicht lassen sie sich auf der Karte eintragen. Durchnässt und jemand hat sich draufgesetzt.

Wir sind Terroristen, aber keine guten Terroristen. Wir bemühen uns, doch immer wieder reflektieren wir aus Versehen höllischen Glast, fallen aus oder werden laut. Irgendjemanden stört das immer, doch das ist nicht genug. Wir rezitieren alte Kisten zur Erbauung, doch wir ziehen uns Schiefer ein in der Nacht. Immer wieder geht, wenn es

regnet, unser Feuer aus. Die Melancholie sorgt für eine gewisse Konstanz, die Alten sorgen für andere Sorgen. Die sind wir immer wieder in der Hitze eines neuerlichen Scheingefechts angehalten zu vergessen. Zunächst müssen wir herausfinden, ob die Feinde echt sind.

Wenn sie echt sind, sind wir im Unrecht.

Dann spüren wir uns weinen.

Unser Scheitern bekommen wir gar nicht mehr mit.

*Der Feind ist alleine oft klug, bloß nie, wenn er mit mir in Kontakt gerät. Das liegt daran, wir wissen, wenn wir ehrlich sind, nicht im Geringsten, wie Schießen geht.

Die Preisträgerin



Ann Cotten, geboren 1982 in Ames (Iowa/USA), Umzug 1987 nach Wien, lebt seit 2006 in Berlin. Studium der Germanistik, Abschluss mit einer Diploma-Arbeit über »Listen in der konkreten Poesie«, die im Herbst bei Ralph Klever in Wien erscheinen wird, promoviert über den 1819 verstorbenen Thüringer Schriftsteller Johann Karl Wezel.

Sie übersetzt Gedichte und wissenschaftliche Aufsätze, schreibt (selten) für die Popkulturzeitschrift »thegap« und ist Herausgeberin und Verlegerin der ehemaligen Zeitschrift »element_tracking«.

Seit 2000 erscheinen Veröffentlichungen – Gedichte, Prosa, Essays und Zeichnungen – in Anthologien und Zeitschriften (u. a. BELLA triste, Die Rampe, Kolk, Zwischen den Zeilen oder Schreibheft). Sie ist Mitglied des 1999 gegründeten und sich stetig verändernden Forums der 13, einer Lounge für gegenwärtige Literatur.

Ihr neues schriftstellerisches Projekt »Glossar Attrappen« wird im Internet zu finden sein. Dort stellt Ann Cotten einen Fundus an Sprachmaterial zur Verfügung, aus dem sich die Leserinnen und Leser gezielt oder durch Zufallsgenerator ihre eigenen Reihen von Einträgen herausarbeiten können.

»Fremdwörterbuchsonette« ist ihr erstes Buch und Anfang Mai 2007 in der edition suhrkamp erschienen. Hierfür erhielt sie neben dem Clemens-Brentano-Preis 2008 auch den Reinhard-Priessnitz-Preis 2007, der an Nachwuchsliteraten verliehen und seit 1994 vom österreichischen Bundeskanzleramt vergeben wird. Außerdem erhielt sie das George-Saiko-Reisestipendium.



Die Laudatorin

Daniela Strigl, geboren 1964 in Wien, Studium der Germanistik, Geschichte, Philosophie und Theaterwissenschaft in Wien, Dissertation über Theodor Kramer (Böhlau, 1993). 1992 bis 1994 verantwortlich für das Literaturprogramm der Walter Buchebner Gesellschaft / Kunsthaus Mürzzuschlag. 1996 bis 2001 Mitgestaltung des jährlichen internationalen Festivals »Literatur im März« in Wien. 1995 bis 1998 Chefredakteurin der steirischen Kulturzeitschrift »was«. 1999 und 2001 Jurorin des Christine-Lavant-Lyrikpreises, Wolfsberg. 2001 Österreichischer Staatspreis für Literaturkritik. 2005 Scholar in Residence an der Universität Rutgers, New Jersey. Lebt heute als Literaturwissenschaftlerin, Literaturkritikerin und Essayistin (Der Standard, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Literatur und Kritik, Die Furche, Literaturen, ORF-Radio) in Wien, gehört seit 2003 der Jury des Ingeborg-Bachmann-Preises

an und ist seit 2007 am Institut für Germanistik an der Universität Wien tätig.

Sie schrieb zahlreiche Aufsätze u.a. zu Albert Drach, Hans Lebert, Andreas Okopenko sowie zur österreichischen Lyrik. Sie veröffentlichte u.a. die Werke: »Frauen verstehen keinen Spaß« (Hg., Zsolnay 2002), »In welcher Sprache träumen Sie? Österreichische Exillyrik« (Mit-Hg., Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft 2007) und »Wahrscheinlich bin ich verrückt...« Marlen Haushofer – die Biographie« (List 2007).



Impressum

Herausgeber

Stadt Heidelberg, Kulturamt

Redaktion

Alexandra Eberhard

Layout

Caroline Pöll

Satz

Caroline Pöll,
Alexandra Eberhard

Druckerei

City-Druck Heidelberg

Textnachweis

»Terrorist« von Ann Cotten

Bildnachweis

Ann Cotten: Suhrkamp,
Daniela Strigl: ORF